

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Allende, Isabel

Ein unvergänglicher Sommer

Roman

Aus dem Spanischen von Svenja Becker

© Suhrkamp Verlag

978-3-518-42830-6

SV

Bitte schreiben Sie uns
Ihre Meinung per E-Mail an
leseexemplar@suhrkamp.de
oder per Post an den
Suhrkamp Verlag, Pappelallee 78-79,
10437 Berlin

Sie sind damit einverstanden,
dass Ihre Meinung ggf. zitiert wird.

Leseexemplar
Bitte keine Rezensionen vor dem 11.08.2018

Isabel Allende
Ein unvergänglicher Sommer

Roman

Aus dem Spanischen von
Svenja Becker

Suhrkamp Verlag

Die Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel
Más allá del invierno bei Plaza & Janés, Barcelona.

Erste Auflage 2018

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2018

© 2017 by Isabel Allende

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: GGP Media GmbH

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42830-6

Für Roger Cukras, wegen der unverhofften Liebe

*Au milieu de l'hiver, j'apprenais enfin
qu'il y avait en moi un été invincible.*

Mitten im Winter erfuhr ich endlich,
dass in mir ein unvergänglicher Sommer ist.

Albert Camus,
»Retour à Tipasa« (1952)

Lucía

Brooklyn

Ende Dezember 2015 ließ der Winter noch immer auf sich warten. Weihnachten kam mit seiner Überdosis Glöckchenklang, und die Leute trugen weiter T-Shirts und Sandalen, freuten sich über die Verwirrung der Jahreszeiten oder fürchteten die Klimaerwärmung, während hinter den Fensterscheiben künstliche, mit funkelndem Raureif bestäubte Bäume aufgestellt wurden, die unter Eichhörnchen und Vögeln Verwirrung stifteten. Drei Wochen nach Neujahr, als schon niemand mehr an eine kalendarische Verspätung glaubte, kam die Natur plötzlich zu sich, schüttelte ihre herbstliche Schläfrigkeit ab und ließ den ärgsten Schneesturm seit Menschengedenken über der Stadt niedergehen.

In einer Souterrainwohnung in Prospect Heights, einem Kellerloch aus Zement und Backstein mit einem Schneeberg vor dem Eingang, verfluchte Lucía Maraz die Kälte. Sie besaß das stoische Wesen der Menschen ihrer Heimat: An Erdbeben, an Überschwemmungen, an gelegentliche Riesenzellen und politische Erdrutsche war sie gewöhnt; geschah über geraume Zeit kein Unglück, wurde sie unruhig. Dennoch erwischte sie dieser nach Brooklyn verirrte sibirische Winter auf dem falschen Fuß. In Chile schneite es nur in den Anden und ganz unten im Süden, in Feuerland, wo der Kontinent in Inseln ausperlt, die antarktischen Winde einem den Frost in die Knochen treiben und das Leben hart ist. Lucía stammte aus Santiago, zu Unrecht gepriesen für sein lindes

Klima, obwohl die Winter nasskalt, die Sommer trocken und sengend heiß sind. Die Stadt liegt zwischen violetten Bergen, die manchmal am Morgen weiß bemüht sind; dann strahlt das reinste Licht der Welt von den gleißenden Gipfeln wider. Sehr selten fällt über der Stadt ein trauriges, bleiches Puder, das wie Asche aussieht und die Stadtlandschaft nicht aufzuhellen vermag, ehe es zu brauner Matsche verkommt. Weiß ist Schnee nur in der Ferne.

In ihrem Bau in Brooklyn, der einen Meter unter Straßenniveau lag und sich schlecht heizen ließ, war der Schnee ein Albtraum. Die Eisblumen an den kleinen Fenstern machten das einfallende Licht noch schummriger, und die nackten Glühbirnen an der Decke sorgten kaum für Abhilfe. Die Wohnung verfügte nur über das Nötigste, eine wilde Mischung aus mehrfach weitergegebenen, abgewohnten Möbelstücken und ein paar Gerätschaften für die Küche. Ihr Eigentümer, Richard Bowmaster, hatte weder einen Sinn für Dekoration noch für Behaglichkeit.

Das Unwetter begann am Freitag mit dichtem Schneefall und heftigen Böen, die durch die fast menschenleeren Straßen fegten. Die Bäume bogen sich, und der jähe Frost tötete die Vögel, die in der trügerischen Milde des vergangenen Monats vergessen hatten, nach Süden zu ziehen oder sich ein warmes Plätzchen zu sichern. Die Stadtreinigung sollte hinterher säckeweise erfrorene Spatzen fortschaffen. Die mysteriösen Papageien auf dem Friedhof von Brooklyn überlebten den Schneesturm hingegen, wie man drei Tage später feststellen konnte, als sie wieder zwischen den Gräbern herumpickten. Schon seit Donnerstag hatten die Reporter im Fernsehen mit ernsten Mienen und Grabesstimmen, die sonst Berichten über Terroranschlägen in fernen Ländern vorbehalten waren, vor dem nahenden Unwetter gewarnt und katastrophale

Zustände für das Wochenende vorhergesagt. Für New York wurde der Notstand ausgerufen, und der Dekan der Fakultät, an der Lucía arbeitete, traf die entsprechenden Vorkehrungen und wies alle an, den Unterricht ausfallen zu lassen. Für Lucía wäre es ohnehin ein waghalsiges Unterfangen gewesen, sich nach Manhattan durchzuschlagen.

Den unverhofft freien Tag nutzte sie, um eine Totenerweckungssuppe zu kochen, dieses gehaltvolle chilenische Gericht, das einem Unglücklichen das Gemüt und einem Kranken den Körper stärkt. In ihren zurückliegenden vier Monaten in den USA hatte sie sich in der Cafeteria der Universität ernährt und wenig Lust verspürt zu kochen, außer in den seltenen Fällen, wenn sie von Heimweh befallen wurde oder Freunde zum Essen kamen. Für die Suppe bereitete sie jetzt eine kräftige, gut gewürzte Brühe aus angebratenem Fleisch und Zwiebeln, garte getrennt davon Gemüse, Kartoffeln und Kürbis und gab zu guter Letzt Reis dazu. Sie brauchte sämtliche verfügbaren Töpfe, und die kleine Kellerküche sah schließlich aus wie nach einem Luftangriff, aber das Ergebnis war es wert und verscheuchte das Gefühl von Einsamkeit, das sie befallen hatte, als das Schneegestöber draußen losging. Die Einsamkeit, dieser heimtückische, ungebetene Gast, wurde in den hintersten Winkel ihres Bewusstseins verbannt.

Als am Abend der Wind draußen brüllte, den Schnee um die Häuser trieb und aufdringlich durch die Ritzen pff, beschlich Lucía die Urangst ihrer Kindertage. Sie wusste, sie war sicher in ihrer Höhle; ihre Furcht vor der Naturgewalt war haltlos, es gab keinen Grund, Richard damit zu belästigen, außer dass er der Einzige war, an den sie sich unter den gegebenen Umständen wenden konnte, weil er in der Woh-

nung über ihr wohnte. Um neun gab sie dem Drang nach, eine menschliche Stimme zu hören, und rief ihn an.

»Was machst du so?«, sagte sie und gab sich Mühe, ihre Anspannung zu kaschieren.

»Ich spiele Klavier. Ist es zu laut?«

»Ich höre dein Klavier hier unten nicht, bei dem Weltuntergangsgetöse draußen. Ist das normal hier in Brooklyn?«

»Im Winter ist das Wetter manchmal schlecht, Lucía.«

»Ich habe Angst.«

»Wovor?«

»Einfach Angst, nichts Konkretes. Ich vermute, es wäre blöd, dich zu bitten, dass du kurz runterkommst und mir Gesellschaft leistest. Ich habe eine dicke chilenische Suppe gekocht.«

»Vegetarisch?«

»Nein. Ach, nicht so wichtig. Gute Nacht, Richard.«

»Gute Nacht.«

Sie genehmigte sich einen Pisco und schob den Kopf unter Kissen. Sie schlief schlecht, erwachte immer wieder aus demselben Traumsplitter, in dem sie in einem joghurt-sauren, zähen Etwas Schiffbruch erlitten hatte.

Am Samstag war der Sturm auf seinem wütenden Weg weiter Richtung Atlantik gezogen, aber in Brooklyn war es noch immer trüb und kalt und schneite, und Lucía wollte das Haus nicht verlassen, denn auch wenn die Räumdienste bei Tagesanbruch mit der Arbeit begonnen hatten, war in vielen Straßen noch kein Durchkommen. Sie würde jede Menge Zeit haben, um zu lesen und ihre Seminare für die nächste Woche vorzubereiten. In den Nachrichten sah sie, dass der Sturm weiter Verwüstungen anrichtete. Sie freute sich auf die Ruhe, einen guten Roman, Erholung. Irgendwann wür-

de sich jemand finden, der den Schnee vor ihrer Tür räumte. Die Jugendlichen aus dem Viertel würden gewiss bald von Haus zu Haus ihre Dienste anbieten, um sich ein paar Dollar zu verdienen. Sie beglückwünschte sich zu ihrem Dasein in diesem Kellerloch in Prospect Heights, wo sie tun und lassen konnte, was sie wollte. So schlecht war es hier gar nicht.

Am Nachmittag war sie das Eingesperrtsein ein wenig leid, gab Marcelo, dem Chihuahua, etwas von der Suppe ab und kuschelte sich dann mit ihm unter einem Berg von Decken auf die knubbelige Matratze eines Beistellbetts, um mehrere Folgen einer Krimiserie zu schauen. In der Wohnung war es frostig, und sie musste Wollmütze und Handschuhe anziehen.

In den ersten Wochen, als sie mit sich haderte, weil sie Chile verlassen hatte, wo sie wenigstens auf Spanisch lustig sein konnte, tröstete sie der Gedanke, dass alles sich wandelt. Das Unglück von heute ist morgen kalter Kaffee. Tatsächlich waren ihre Zweifel rasch verflogen: Die Arbeit gefiel ihr, sie hatte Marcelo, lernte Leute an der Universität und im Viertel kennen, überall waren die Menschen freundlich, und wenn man dreimal ins selbe Café ging, wurde man schon begrüßt, als gehörte man zur Familie. Die angebliche Kühle der Yankees war ein chilenischer Mythos. Die einzige irgendwie kühle Person, mit der sie zu tun hatte, war Richard Bowmaster, ihr Vermieter. Ach, zum Teufel mit ihm.

Richard hatte den braunen Sandsteinbau, der aussah wie Hunderte andere in Brooklyn, für wenig Geld von seinem besten Freund gekauft, einem Argentinier, der ein Vermögen geerbt hatte und von einem Tag auf den anderen in seine Heimat zurückgekehrt war. Wenige Jahre später war dasselbe Haus etwas heruntergekommen, aber über drei Millionen Dollar wert, weil massenhaft junge Leute, die ihr Geld in

Manhattan verdienten, die malerischen Bruchbuden kauften und herrichteten und die Preise in skandalöse Höhen trieben. Früher war das Viertel von Verbrechern, Drogen und Gangs beherrscht worden, und nachts hatte sich niemand auf die Straße gewagt; aber in der Zeit, als Richard Herzog, gehörte die Gegend schon, trotz der Müllcontainer, der Baumgerippe und Gerümpelhaufen in den Höfen, zu den begehrtesten des Landes. Lucía hatte Richard im Scherz vorgeschlagen, sich von diesem Relikt mit seinen knarrenden Treppen und quietschenden Türen zu trennen und seinem Lebensabend auf einer Insel in der Karibik zu frönen, aber Richard war ein Mensch von finsterem Gemüt, dessen melancholischem Naturell das Haus mit seinen Zumutungen und der Unbehaglichkeit entgegenkam, mit seinen fünf riesigen, leeren Schlafzimmern, den drei unbenutzten Bädern, dem verrammelten Dachboden und einem Erdgeschoss, in dem die Decken so hoch waren, dass man, um eine Glühbirne zu wechseln, eine Teleskopleiter brauchte.

Richard Bowmaster war Lucías Chef an der New York University, wo sie für sechs Monate als Gastdozentin lehrte. Was nach dem Semester sein würde, war offen; sie würde eine andere Arbeit und eine andere Wohnung brauchen, in der sie leben konnte, bis sie entschieden hätte, wie ihre Zukunft längerfristig aussehen sollte. Irgendwann würde sie nach Chile zurückgehen und ihre Tage dort beschließen, aber bis dahin war noch reichlich Zeit, und seit ihre Tochter Daniela in Miami Meeresbiologie studierte, offenbar verliebt war und dortbleiben wollte, zog nichts sie zurück in die Heimat. Sie hatte vor, die Jahre, ehe die Gebrechlichkeit sie ereilte, nach Kräften zu nutzen. Sie wollte im Ausland leben, wo die Herausforderungen des Alltags ihrem Kopf etwas zu tun gaben und ihr Herz einigermaßen unbehelligt blieb, denn in Chile

lastete das Bekannte auf ihr, der Trott und die Begrenztheit. Dort fühlte sie sich dazu verdammt, eine alte, einsame Frau zu sein, heimgesucht von bösen, sinnlosen Erinnerungen, während sich anderswo Überraschungen und neue Möglichkeiten auftun konnten.

Die Stelle am Zentrum für Lateinamerika- und Karibikstudien hatte sie angenommen, um für eine Weile Abstand zu gewinnen und etwas näher bei Daniela zu sein. Außerdem, das musste sie zugeben, hatte Richard sie gereizt. Sie hatte eine Enttäuschung hinter sich und gedacht, Richard könnte ihr dabei helfen, sich Julián endgültig aus dem Kopf zu schlagen, die einzige nicht spurlos vergangene Liebe seit ihrer Scheidung 2010. In den letzten Jahren hatte sie feststellen können, wie spärlich das Angebot für eine Frau in ihrem Alter war. Gelegentlich ein Abenteuer, das nicht der Rede wert war, sonst nichts, bis Richard sich gemeldet hatte; sie kannte ihn schon seit über zehn Jahren, noch aus ihrer verheirateten Zeit, und hatte ihn damals bereits anziehend gefunden, ohne dass sie hätte sagen können, warum. Charakterlich war er das Gegenteil von ihr, und außer ihrer akademischen Tätigkeit hatten sie wenig gemeinsam. Früher waren sie sich gelegentlich bei Tagungen begegnet, hatten sich stundenlang über ihre Arbeit unterhalten und regelmäßig miteinander korrespondiert, ohne dass er ihr je Avancen gemacht hätte. Lucía hatte einmal eine Andeutung gewagt, was ungewöhnlich für sie war, weil sie nicht über die Nonchalance koketter Frauen verfügte. Richards Nachdenklichkeit und seine Scheu waren ein starkes Lockmittel gewesen, um nach New York zu kommen. Sie stellte sich vor, dass ein Mann wie er Tiefgang besaß, dass er ernsthaft war und edelmütig, man belohnt würde, wenn es einem gelang, die Hürden zu

nehmen, die er auf dem Weg zu jeder Form von Nähe auf-türmte.

Mit ihren zweiundsechzig Jahren hing Lucía noch immer Jungmädchenfantasien nach, gegen die war kein Kraut ge-wachsen. Sie hatte Falten am Hals, trockene Haut und schlaf-fe Arme, ihre Knie machten ihr zu schaffen, und sie hatte mit ansehen müssen, wie ihre Taille verschwand, weil sie nicht die Selbstdisziplin aufbrachte, sich in einem Sportstudio zu schinden. Ihre Brüste waren noch jung, aber es waren nicht ihre. Sie vermied es, sich nackt zu betrachten, fühlte sich be-kleidet erheblich wohler, wusste, welche Farben und Schnitte ihr standen und blieb strikt dabei. Sie konnte sich in zwanzig Minuten von Kopf bis Fuß neu einkleiden und ließ sich da-bei selbst aus Neugier nicht ablenken. Der Spiegel war, genau wie die Fotografie, ein schonungsloser Gegner, weil in der Erstarrung jeder Makel ungemildert hervortrat. Wenn über-haupt, dann fand sie sich in der Bewegung attraktiv. Sie war gelenkig und besaß eine gewisse Anmut, unverdient, denn sie hatte nie etwas dafür getan, war esslustig und träge wie eine Odaliske und hätte, wäre es auf Erden gerecht zugegan-gen, fettleibig sein müssen. Ihre Vorfahren, arme kroatische Bauern, die schufteten und wahrscheinlich nie satt wurden, hatten ihr einen gesegneten Stoffwechsel vererbt. Wie eine sowjetische Gefängniswärterin, hatte ihre Tochter lachend gesagt, als sie das Foto in ihrem Reisepass sah, aber niemand bekam sie je so zu Gesicht: Ihre Mimik war lebhaft, und sie verstand es, sich zu schminken.

Alles in allem war sie zufrieden mit ihrer Erscheinung und hatte sich mit dem unvermeidlichen Verfall arrangiert. Ihr Körper alterte, aber die Jugendliche, die sie einmal gewesen war, blieb in ihrem Innern davon unberührt. Die Greisin, die sie einmal sein würde, konnte sie sich hingegen nicht vor-

stellen. Ihr Verlangen, das Leben auszukosten, wuchs beständig, während ihre Zukunft schrumpfte, und dazu gehörte für sie nicht zuletzt die Vage, von der Wirklichkeit und ihrem Mangel an Möglichkeiten hintertriebene Hoffnung, sich neu zu verlieben. Sie sehnte sich nach Sex, Romantik und Liebe. Ersteren konnte sie ab und zu bekommen, die Romantik war dabei Glückssache, und die Liebe ein Geschenk des Himmels, das ihr wahrscheinlich nicht mehr zuteilwerden würde, wie sie gegenüber ihrer Tochter mehrfach eingeräumt hatte.

Lucía bedauerte, dass sie die Geschichte mit Julián beendet hatte, aber bereut hatte sie es nie. Sie wünschte sich Stabilität, während er mit seinen siebzig Jahren noch immer von einem Flirt in den nächsten unterwegs war, als sammelte er Trophäen. Auch wenn ihre Tochter ihr die Vorteile der freien Liebe schmackhaft machen wollte, kam für Lucía ein Zusammensein mit jemand, der sich nach anderen Frauen umsah, nicht in Frage. »Was willst du denn, Mama? Heiraten?«, hatte sich Daniela lustig gemacht, als sie von ihrer Trennung erfuhr. Nein, das nicht, aber sie wollte bei der Liebe lieben, weil sie das körperlich erregte und seelisch beruhigte. Sie wollte bei der Liebe jemand haben, der dasselbe empfand wie sie. Sie wollte sich angenommen fühlen, ohne etwas verbergen oder vorgaukeln zu müssen, und in den anderen ebenso tief hineinschauen und ihn annehmen. Sie wollte einen, mit dem sie den Sonntagvormittag zeitunglesend im Bett verbringen, im Kino Händchen halten, herumalbern und Gedanken austauschen konnte. Die Begeisterung für flüchtige Abenteuer lag hinter ihr.

Sie hatte sich an ihren Raum, ihre Stille, ihr Alleinsein gewöhnt; wahrscheinlich würde sie sich schwertun, ihr Bett zu teilen, ihr Bad und den Kleiderschrank, und kein Mann

könnte je alle ihre Bedürfnisse befriedigen. In jungen Jahren hatte sie geglaubt, ohne einen Partner sei sie unvollständig und etwas Entscheidendes würde ihr fehlen. Inzwischen war sie dankbar für die Überfülle ihres Daseins. Dennoch hatte sie kurz, bloß aus Neugier, daran gedacht, sich bei einem Internetportal auf Partnersuche zu begeben. Aber Daniela hätte das von Miami aus spitzgekriegt. Außerdem wusste sie nicht, wie sie sich einigermaßen attraktiv darstellen sollte, ohne zu lügen. Den anderen ging es bestimmt genauso: Keiner sagte die Wahrheit.

Männer in ihrem Alter wünschten sich Frauen, die zwanzig oder dreißig Jahre jünger waren als sie. Das war verständlich, sie hätte auch lieber einen jungen Adonis als einen alten Tattergreis gehabt. Daniela hielt es für Verschwendung, dass sie heterosexuell war, es gebe doch jede Menge großartige Singlefrauen, tiefgründig, körperlich und emotional bestens erhalten und erheblich interessanter als die meisten verwitweten oder geschiedenen Männer zwischen sechzig und siebzig, die auf dem Markt waren. Lucía sah ein, dass sie in dieser Hinsicht eingeschränkt war, aber es schien ihr zu spät, um daran noch etwas zu ändern. Seit ihrer Scheidung hatte sie ein paar kurze intime Begegnungen gehabt, mit dem einen oder anderen Freund nach ein paar Drinks in einem Club oder mit Reise- oder Partybekanntschaften, nichts davon der Rede wert, aber es hatte ihr geholfen, die Scham zu überwinden, sich unter einem männlichen Blick auszuziehen. Die Narben an ihrem Brustkorb waren deutlich sichtbar, und ihre Brüste wie junge Zwillinge von Gazellen wirkten losgelöst von ihrem übrigen Körper; sie verhöhnten die sie umgebende Anatomie.

Ihre Vorstellung, Richard zu verführen, die ihr so reizvoll erschienen war, als sie das Jobangebot bekam, hatte sich in-

nerhalb der ersten Woche in seiner Souterrainwohnung in Luft aufgelöst. Das relativ enge Beisammensein mit den häufigen, unausweichlichen Begegnungen bei der Arbeit, auf dem Nachhauseweg, in der U-Bahn, vor der Haustür, hatte sie einander nicht nähergebracht, sondern sie voneinander entfernt. Die Kameradschaft der internationalen Tagungen und die Herzlichkeit ihres Mailaustauschs hatten der Näheprüfung nicht standgehalten. Nein, mit Richard Bowmaster und ihr würde bestimmt nichts laufen; ein Jammer, denn er war dieser ruhige, verlässliche Typ Mann, mit dem sich zu langweilen ihr nichts ausgemacht hätte. Außerdem war sie nur ein Jahr und acht Monate älter als er, unerheblich, wie sie bei jeder sich bietenden Gelegenheit anmerkte, obwohl sie sich eingestehen musste, dass sie im Vergleich mit ihm schlecht wegkam. Sie fühlte sich schwerfällig, wurde wegen einer Verkürzung ihrer Wirbelsäule immer kleiner und konnte das nicht mehr mit hochhackigen Schuhen ausgleichen, weil sie mit denen auf die Nase fiel. Gleichzeitig wuchsen die Leute ringsum in den Himmel. Ihre Studenten wirkten mit jedem Jahr größer, hoch aufgeschossen und teilnahmslos wie Giraffen. Sie war es leid, von unten die Nasenhaare ihrer Mitmenschen zu betrachten. Richard hingegen trug seine Jahre mit dem leicht verlotterten Charme des Professors, der ganz von den Fragen seines Fachs in Anspruch genommen ist.

Genau wie Lucía ihn ihrer Tochter beschrieben hatte, war Richard Bowmaster mittelgroß, besaß ausreichend viele Haare und gute Zähne, und seine Augenfarbe changierte, je nachdem wie das Licht auf seine Brille fiel oder es seinem Magengeschwür ging, zwischen grau und grün. Er lächelte selten ohne triftigen Grund, aber die beständigen Grübchen in seinen Wangen und das verstrubbelte Haar gaben ihm etwas Jugendliches, obwohl er beim Gehen zu Boden starr-

te, immerzu Bücher mit sich herumtrug und ihn die Sorgen offenbar niederdrückten. Worin die bestanden, konnte Lucía sich nicht vorstellen, denn er schien gesund zu sein, befand sich auf dem Gipfel seiner akademischen Laufbahn und würde nach seiner Emeritierung einen komfortablen Lebensabend haben. Seine einzige wirtschaftliche Belastung war sein Vater, Joseph Bowmaster, der fünfzehn Gehminuten entfernt in einem Altersheim lebte, von Richard täglich angerufen und zweimal wöchentlich besucht wurde. Der Mann war inzwischen sechsundneunzig und saß im Rollstuhl, hatte aber so viel Herz und Verstand wie kein zweiter; er vertrieb sich die Zeit damit, Briefe mit guten Ratschlägen an Barack Obama zu schreiben.

Lucía vermutete hinter Richards schroffer Fassade ein stilles Depot von Menschenfreundlichkeit und diskreter Hilfsbereitschaft, denn nebenher half er bei der Essensausgabe einer Wohlfahrtsorganisation und kümmerte sich ehrenamtlich um die Mönchssittiche auf dem Friedhof. Dieser Charakterzug verdankte sich vermutlich dem beharrlichen Vorbild seines Vaters; Joseph hätte seinem Sohn ein Leben ohne Einsatz für eine gute Sache nicht durchgehen lassen. Zu Beginn hatte Lucía sich Richard genauer angesehen und nach einem Ansatzpunkt gesucht, um seine Freundschaft zu gewinnen, weil sie sich aber weder für Armenspeisung noch für Papageien egal welcher Art erwärmen konnte, war ihnen nur die gemeinsame Arbeit geblieben, und sie fand keinen Zugang zu seinem sonstigen Leben. Richards Gleichmut ihr gegenüber kränkte sie nicht, für die Flirtversuche der anderen Frauen im Kollegenkreis oder der Studentinnen, die ihm schöne Augen machten, schien er ebenso wenig empfänglich. Sein Einsiedlertum gab ihr Rätsel auf, welche Geheimnisse mochten sich dahinter verbergen und wie hatte er sechs